

Predigt von Hauptpastorin
Pröpstin Astrid Kleist



St Jacobi

Pfingstsonntag

9. Juni 2019

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen, Amen.

Der Südtiroler Hirnforscher Valentin Braitenberg hatte eine unorthodoxe Methode, Diplomprüfungen abzunehmen: Der Prüfling durfte ein Thema wählen. Dann musste er in freier Rede erzählen, was er wusste. Er wurde aber vom Professor immer wieder mit Zwischenfragen unterbrochen. Das führte bei den Studenten zu Stress. Nach dem Stand der Forschung gab es auf viele dieser Fragen keine Antwort. Belohnt wurden am Ende nur die Mutigen, die ihr Unwissen zugaben. Wer aber den Köhner mimte, erhielt schlechte Noten.

Im Nachgespräch erklärte Braitenberg den verstörten Kandidaten, dass man die zentralen offenen Fragen seiner Disziplin kennen müsse; andernfalls wäre man nicht in der Lage, zu neuen Ufern aufzubrechen. Und das wäre schließlich das Ziel jedes Forschers.

Man mag die Prüfungsmethode dieses Professors unsympathisch finden, weil durch sie die eh aufgeregten Prüflingen bewusst verunsichert werden sollten. Aber dahinter steckt die Frage:

Kann Nichtwissen einen Wert haben? Dieser Professor würde dies eindeutig beantworten mit: Ja! Dann nämlich, wenn man sich des Nichtwissens bewusst ist!

Dann ist es Motivation und Handlungsaufforderung, nach der Antwort zu suchen. Gefährlich indes ist es, nicht zu wissen, was man nicht weiß.

Eine Woche des Wissens um unser Nichtwissen liegt im Kirchenjahr hinter uns. Zwischen Christi Himmelfahrt und Pfingsten: Eben noch war der Auferstandene da und traf seine Jünger. Dann – so erzählt es das Lukasevangelium – wurde er den Wolken enthoben und verschwand vor ihren Augen gen Himmel. Vom Heiligen Geist, den Jesus ihnen versprochen hatte, dass er sie trösten würde, war weit und breit keine Spur.

Da standen sie und wussten nicht weiter. Wussten nicht, was es bedeutet, noch ob wirklich eintreten könnte, was der Auferstandene ihnen versprochen hatte. Sie verbarrikadierten sich im Haus kurz vor den großen Festtagen in Jerusalem.

Es war eine Woche dazwischen. Eine Woche im Nichtwissen darum, wie es weitergeht.

Pfingsten heißt mit anderen Worten gesprochen, auf die Erfahrung von Inspiration zu warten im Wissen um das eigene Nichtwissen.

Das Hoffen auf Gottes Geist, seinem Spirit, der uns, wenn er uns ergreift, aus dem Häuschen geraten lässt.

Die erste Einsicht nun, um Inspiration zu erwarten, ist – das lehrt mich das biblische Zeugnis wie die Einsicht des modernen Hirnforschers – sich gewiss zu werden: „Ich weiß nicht.“

So wie die Jünger damals nicht wussten, wieder mal nicht wussten, wie es weitergeht.

Nicht wussten, was Christi Himmelfahrt bedeuten hatte, genauso wenig, wie sie auf sich gestellt die Furcht überwinden konnten, die sie nach dem Abschied abermals gepackt hatte.

Wie wichtig für die Inspiration, für das Empfangen des Geistes, unser Einfinden und Zustimmung zu unserem Nichtwissen ist, davon weiß auch die berühmte polnische Dichterin und Nobelpreisträgerin Wisława Szymborska zu erzählen. Eine der bedeutendsten Lyrikerinnen, die 1996 mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet wurde und 2011 hochbetagt verstorben ist.

Hören wir einen Ausschnitt aus der Rede, die sie damals in Stockholm gehalten hat, eine der kürzesten, die anlässlich der Verleihung des Literaturnobelpreises je gehalten wurde:

„Ich habe die Inspiration erwähnt. Die Frage, was sie ist, wenn es sie gibt, beantworten die Dichter heute ausweichend. Nicht deshalb, weil sie die Wohltaten dieses inneren Impulses niemals verspürt hätten. Der Grund ist ein anderer. Es ist nicht leicht, jemandem etwas zu erklären, das man selbst nicht versteht.

Auch ich, gelegentlich danach gefragt, mache um das Wesen dieser Sache einen großen Bogen. Ich antworte beiläufig, die Inspiration sei kein ausschließliches Privileg der Dichter oder Künstler schlechthin. Es gibt, gab und wird immer eine bestimmte Gruppe von Menschen geben, die die Inspiration heimsucht. Dazu gehören alle, die sich ihre Arbeit bewusst aussuchen und sie mit Hingabe und Phantasie verrichten. Zum Beispiel manche Ärzte, Pädagogen, Gärtner und noch hundert andere Berufe. Ihre Arbeit kann ein permanentes Abenteuer sein, wenn es ihnen gelingt, in ihr immer wieder neue Herausforderungen zu entdecken. Auch in Schwierigkeiten und Niederlagen erlischt ihre Neugier nie. Sobald ein Problem gelöst ist, stellt sich ein Schwarm neuer Fragen ein. Inspiration, was auch immer sie sei, entsteht aus einem fortwährenden ‚Ich weiß nicht.‘

(...)

Deshalb sind für mich die drei kleinen Wörter ‚Ich weiß nicht‘ so vertraut und kostbar. Zwar klein, aber mit starken Flügeln. Sie machen unser Leben weiter und weiter, sowohl nach innen als auch nach außen, in die Sphären hinaus, in denen unsere kleine Erde schwebt. Hätte sich Isaac Newton nicht gesagt: ‚Ich weiß nicht‘, dann hätte es in seinem kleinen Garten zwar Äpfel hageln können, aber er hätte sich bestenfalls nach ihnen gebückt und sie mit Appetit verspeist. Wenn Maria Skłodowska-Curie, meine Landsfrau, nicht zu sich gesagt hätte: „Ich weiß nicht“, dann wäre sie

sicher Chemielehrerin in einem Pensionat für junge Damen aus gutem Hause geblieben, und bei dieser – ebenfalls ehrenwerten – Arbeit wäre ihr Leben verflossen. Aber sie sprach sich immer wieder vor ‚Ich weiß nicht‘, und genau diese Worte führten sie, sogar zweimal, nach Stockholm.

Soweit der Auszug aus der Rede der polnischen Dichterin.

„Ich weiß nicht.“ Wenn so eine Dichterin wie Symborka oder eine Marie Curie oder Isaak Newton oder Valentin Braitenberg spricht. Wenn so ein Mensch redet, der um Antwort ringt und nach Sinn sucht, der ihm oder ihr noch verschlossen ist, dann ist es ja nie so, dass er oder sie gar nichts wüsste.

Ist vielmehr das Eingeständnis des eigenen Nichtwissens meist die Frucht großen Wissens und tiefgreifender Erfahrungen, die sich dieser Mensch im Laufe seines Lebens angeeignet hat.

Ist es geboren aus all dem, was er weiß und erfahren hat, was es ihm und ihr überhaupt erst möglich machte, sich der Grenzen des eigenen Wissens bewusst zu werden.

So war auch das Nichtwissen und die Ratlosigkeit und Furcht der Jünger Jesu, nachdem sie der Auferstandene verlassen hatte, um zurück zu dem zu gehen, der ihn in die Welt entsandt hatte, ja auch nicht alles, was sie wussten.

Waren sie doch voller Erlebnisse und Erfahrungen, von Kopf bis Fuss voller Wissen um all das, was Jesus sie zu Lebzeiten gelehrt hatte.

Und hatte Jesus sie auch nicht ohne Kenntnis darüber gelassen, dass er sie bald verlassen würde, um zu seinem himmlischen Vater zu gehen. Hatte er sie wieder und wieder darauf vorzubereiten versucht, dass sein Weggehen für sie hieße, wieder den Weg zurück in ihren Alltag zu finden. Um dort von allem Zeugnis zu geben, was sie mit ihm und jeden, der sich davon berühren ließe, verbunden hält.

Dass es für sie gerade nicht darum geht, alles zu vergessen und hinter sich zu lassen, was sie mit ihm erlebt und von ihm gelernt hatten. Vielmehr all dies zu erinnern und weiterzuerzählen, damit dieses Wissen und die damit verbundene Hoffnung niemals verloren geht.

Hätten sie dieses Wissen nicht in sich getragen, so wäre wohl Gottes Geist umsonst gekommen. Inspiration ist von uns nicht zu machen. Sie bleibt uns unverfügbar. Aber sie kommt meist nicht von Ungefähr. Es braucht Vorbereitung, Übung, Geduld, auch Fleiß und die Bereitschaft den Moment zu erwarten, wenn sie uns ergreifen kann. So wie die Jünger damals, als Gottes Geist wie ein Brausen kam, wie ein Sturmwind, der das ganze Haus erfüllte.

Gott sei Dank werden auch uns bisweilen Augenblicke echter Inspiration zuteil. Auch das feiern wir zu Pfingsten.

Wie sich manchmal etwas auch in uns öffnen kann und wir lassen Dinge los, von denen wir mitunter noch nicht einmal wussten, dass wir an ihnen festhielten. In solchen Momenten spüren, wie all die Verhärtungen in unseren Herzen und unserem Körper und unseren Gedanken dem sanften oder auch starken Strömen unseres Atems nachgeben.

Wie uns unverhofft eine Woge des Vertrauens erfassen kann, wo vorher Angst oder Zweifel waren. Ein Wissen, ohne es erklären zu können, dass alles, was zu tun ist, getan werden wird.

So wie die Jünger plötzlich an jenem Morgen wussten: Wir müssen hier raus.

Auf die Plätze, fertig, raus!

Raus aus dem engen Haus, in dem sie sich bis eben noch versteckt hielten. Aus Furcht vor dem, was andere ihn tun könnten.

Wir müssen hin zu den anderen. Wir fangen an zu reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist. Wir rücken raus mit der Sprache, so wie sie uns der Geist eingeben wird.

Und wenn sie uns für verrückt halten...

Denn das geschieht oft, wenn Gottes Geist uns ergreift.

„Der Geist der Wahrheit“, wie ihn Jesus im Johannes Evangelium nennt, „den die Welt nicht empfangen kann. Denn sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht.“ (Joh 14,17)

Die Zeit scheint dann für uns still zu stehen und es gibt genug: genug Zeit, genug Energie, genug Ideen, genug von allem, was in dem Moment notwendig ist.

Und die Jünger Jesu predigten und predigten und alle Menschen, die sie an jenem Pfingsttag erlebten, verstanden sie und wussten es sich nicht zu erklären.

„An jenem Tag werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.“

So kündigt Jesus seinen Jüngern diesen Moment des Ergriffenseins vom Geist Gottes an.

Eine Verbindung zwischen Einzelnen und Vielen. Zwischen Körper und Geist, Sprache und Gefühlsleben. Eine Inspiration, die uns das Inwendige auswendig macht.

Gott gebe uns den Mut für das Wissen um unser „Ich weiß nicht...“ und ein offenes Herz und wache Sinne für alle Momente seiner Geistkraft, in denen wir verstehen und begreifen – einen Gedanken, einen Zusammenhang, einen Tanzschritt, ein Lebewort ganz neu.

In denen wir hineingenommen werden in den inspirierenden und langen Atem Gottes, der alles Lebendige durchzieht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, Amen.